

Bücher-Rundschau

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **35 (1955-1956)**

Heft 4

PDF erstellt am: **14.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

BÜCHER - RUNDSCHAU

Redaktion: Dr. F. Rieter

Schweizergeschichte

In der Reihe der schweizerischen Geschichtsforscher steht die Lücke, die Ende November 1950 der Tod des Zürcher Professors *Karl Meyer* gerissen hat, immer noch schmerzlich offen. Die mächtig-rauhe Stimme dieses Gelehrten fehlt mehr denn je. Nun ruft ein stattlicher Band *Aufsätze und Reden*, den wir der ehrwürdigen Antiquarischen Gesellschaft in Zürich sehr nachdrücklich verdanken, die Erinnerung an den bedeutenden Historiker, an den eingepprägten Menschen und an den unermüdlichen Mahner wach¹⁾. Dr. *Siegfried Frey* gestaltet darin aus der Einsicht einer jahrzehntelangen Freundschaft heraus ein schönes Lebensbild des hervorragenden Mannes. Im gewichtigen Hauptteil bringt das Buch mit einer klug getroffenen Auswahl aus den Schriften und Aufzeichnungen die Persönlichkeit Karl Meyers klar und überzeugend zur Geltung, so daß der Leser rasch verstehen lernt, warum sie im Feld der schweizerischen Geschichtsforschung und in der Öffentlichkeit so tiefe Furchen gezogen hat. In den drei Kapiteln «Forschungen zur Entstehung der Eidgenossenschaft», «Kräfte des geschichtlichen Lebens» und «Weckrufe in entscheidenden Stunden» sind manche Kernstücke schweizerischer Historiographie der vergangenen Jahrzehnte enthalten, aber auch manche aufrüttelnden Worte in Zeiten der Gefahr. Eine Bibliographie der Publikationen Karl Meyers beschließt den Band.

Im st. gallischen Jubiläumsjahr 1953 schenkt uns ein Schüler Meyers, bekannt als fruchtbarer und im heimatischen Boden wurzelnder Schriftsteller, ein umfangreiches Werk. *Georg Thürers St. Galler Geschichte* liegt mit ihrem 641 Seiten zählenden ersten Band vor²⁾. Das ist ein stattliches Buch, klug

in der Anlage, weit im Blickkreis und treffend in der Formulierung der Gedanken. Das Bestreben des Verfassers war, eine lebendige Mitte zu halten «zwischen einem sachlichen Bescheid, einer wahren Erzählung und einer philosophischen Besinnung». Dies ist aufs beste gelungen. Der Band reicht von der Urzeit bis zum Barock. Es sind die geschichtlichen Ereignisse in jenen Gebieten wiedergegeben, die 1803 zum Kanton St. Gallen zusammengeschmiedet wurden. Die Klosterkultur und die wirtschaftliche Führung der Stadt bilden die Klammer über diesen eher auseinanderstrebenden Teillandschaften. Thürer hat nicht nur die umfangreiche Spezialliteratur zur st. gallischen Geschichte kundig und mit höchstem Fleiß verarbeitet, wovon die 43 Seiten Anmerkungen Zeugnis geben. Er ist kein trockener Aktenhistoriker, sondern ein begabter Erzähler. Unter seiner Hand erhält die Geschichte Leben, und wer seiner volkstümlichen Darstellung folgt, deren sachliche Schwierigkeiten wohl nicht klein waren, vernimmt auf Schritt und Tritt eine schön geformte, bildhafte Sprache, wie sie nur dem Meister des Wortes eigen ist. — Der Volkston kann natürlich auch anders getroffen werden. Im Gegensatz zu einer fälschlicherweise verbreiteten Meinung muß gesagt werden, daß er — wie die klassischen Beispiele der Geschichtschreibung beweisen — dem wissenschaftlichen Wert einer Schrift keinerlei Abbruch tut. Dies wird in dem ebenfalls lesenswerten ersten Band der *Geschichte des Kantons Aargau* erneut bewiesen, den der aargauische Staatsarchivar *Nold Halder* im Auftrag seiner Regierung zum Kantonsjubiläum schrieb³⁾. Er umfaßt die Zeit von 1803 (genauer von 1801 an) bis zum Beginn der Regenerationsbewegung von 1830.

Auch in diesem 367 Seiten starken, mit 32 Tafeln ausgestatteten geschichtlichen Volksbuch liest es sich leicht, weil der Verfasser die farbige, anekdotenreiche Sprache sinnvoll anwendet. Originell sind die anschaulichen und etwas ungewöhnlichen Sammeltitle, die zeitgenössischen Texten entstammen: «Im Zustand willkürlicher Verfügbarkeit», «Wir sind gut davongekommen», «Das große Narrenspiel des Ersten Konsuls» usw. Wie die einzelnen Teile des Kantons in wenigen Jahren durch das gemeinsame Lösen von politischen Aufgaben, durch die Bewährung im politischen Alltag zusammenwachsen, wie die enormen Schwierigkeiten des Neubeginns tatkräftig überwunden werden, ist in der mit kulturgeschichtlichen Einzelzügen reich versehenen Darstellung reizvoll zu lesen. — Einen Beitrag zur aargauischen Geschichte von dauerhaftem Wert und einen die Vorgeschichte des Bundesstaates von 1848 erhellenden Briefwechsel haben wir *Eduard Vischer* zu danken, der in den «Quellen zur aargauischen Geschichte» vier Dutzend Briefe zweier ihre Zeit aufmerksam verfolgender Männer veröffentlicht und mit einem musterhaft umsichtigen Kommentar versehen hat⁴⁾. Es handelt sich um Schreiben des aargauischen Professors und bedeutenden Gelehrten *Rudolf Rauchenstein* und des Baslers *Andreas Heusler* aus den Jahren 1839 bis 1841. Sie lassen neue Erkenntnisse über die aargauische Verfassungsrevision von 1840 und die Staatskrise des folgenden Jahres zu. Die beiden Briefpartner gehören zu jenen auf den Ausgleich hinarbeitenden Kräften, welche von den die politische Entwicklung dieser Zeit munter fördernden Radikalen stark in den Hintergrund geschoben werden. Ihre geschichtliche Bedeutung kommt wohl nicht in der gescheiterten Vermittlung zwischen den feindlichen Lagern zum Ausdruck, sondern in der Tatsache, daß sie den ungestümen Radikalismus der Regenerationszeit als beruhigendes Element begleiten, ehe er sich zum maßvollen Liberalismus von 1848 entwickelt. Dem beinahe mit einem Übermaß an Sorgfalt edierten Briefwechsel hat der Herausgeber eine 162 Seiten starke Einführung *Zur Geschichte des Kantons Aargau 1803—1852* vorangehen lassen, die man füglich als ein historiographisches Meisterstück bezeichnen kann. Da werden aus der Fülle eines ins einzelne

gehenden Sachwissens — rund 500 Anmerkungen begleiten den Text — neue Lichter aufgesteckt. Die aargauische Kantonsgeschichte gewinnt in den erkenntnisreichen Ausführungen *Eduard Vischers* an Relief, daneben vermittelt der Verfasser dem Leser manche Einsicht in den Charakter der demokratischen Staatsform.

In Briefen äußern sich die Menschen offener und vertrauensvoller als in Berichten, Abhandlungen oder gar in amtlichen Aktenstücken. *Edgar Bonjour* fügt seiner, an dieser Stelle schon freudig begrüßten Auswahl aus den Werken des Schaffhauser Geschichtschreibers *Johannes von Müller* einen Band *Briefe in Auswahl* hinzu⁵⁾. Man wird dem Herausgeber auf Jahrzehnte hinaus dankbar sein für diesen Dienst am Werk des großen Schweizers. Die Briefe Müllers liegen in über hundert Publikationen verstreut; nach einem Wort *Leopold von Rankes* rauscht in ihnen «der ursprüngliche Quell seines Geistes» noch näher und vernehmlicher als in den historischen Werken. Während es dem Betreuer der Schaffhauser Jubiläumsgabe von 1952, die den Briefwechsel Müllers mit *Johann Gottfried* und *Caroline Herder* bekanntgab, in erster Linie auf Vollständigkeit und genauen Text ankam, wählt *Edgar Bonjour* aus veröffentlichten und unveröffentlichten Briefen jene Stellen aus, die über das Biographische, über Gedanken und Stimmungen Müllers Bescheid geben. Damit wird zweierlei erreicht: einmal rückt die Gestalt des Geschichtschreibers in den Mittelpunkt der wertvollen Sammlung, man gewinnt aus den Briefen einen eigenhändigen Kommentar zum rätselvollen Leben Müllers; zum andern erfährt der Leser die Gedanken des berühmten Mannes in schönster Gedrängtheit und Prägnanz, obwohl da und dort der Wunsch erwacht, mehr zu wissen über den unmittelbaren Anlaß, die Begleitumstände der 366 Briefe, denen die wesentlichen Stellen entnommen wurden. Was für eine reiche Ernte dieses schöne Buch einbringt, kann hier nicht einzeln belegt werden: Begabung und Gesinnung Müllers treten hervor, seine mitfühlende Güte, sein angeborener Gerechtigkeitssinn und vor allem sein geniales Schauvermögen. Manche Briefstellen sind von erstaunlicher Aktualität, so zum Beispiel diese: «Ists doch ein großer Anblick, so eine Epoche der Vol-

lendung, wo ein Weltteil, welcher lange der erste gewesen, ermüdet, sinkend die Fackel einem anderen weit über die Meere darreicht», eine visionäre Schau tief hinein ins 20. Jahrhundert, wie sie sich auch im Brief an Ulysses von Salis-Marschlins vom 6. Juni 1788 wiederholt: «Quand tout serait perdu, nous retrouverions la liberté dans les asiles qui lui ont été ouverts au-delà de l'Atlantique.»

Was die Geschichtsforschung mit ihren neuen Methoden heute vermag, ist in einem Buch des Berner Dozenten *Hans Strahm* zu erfahren⁶⁾. Die Stadt Bern besitzt auf einem kleingeschriebenen, schwer lesbaren Pergament von stattlicher Größe eine auffallend frühe Aufzeichnung ihres Stadtrechtes. Diese Urkunde aus dem Jahr 1218 stellt eine Bestätigung von Privilegien und Rechtsatzungen dar, ausgestellt durch die Kanzlei des Hohenstaufenkaisers Friedrich II. drei Jahre nach der Magna Charta der Engländer; sie ist bekannt, seit die Berner Regierung allen Schulen zum Jubiläum von 1953 einen Faksimile-Druck dieser bedeutenden Freiheitsurkunde geschenkt hat. Die bisherige Forschung, von den kritischen Aktensammlern des 19. Jahrhunderts bis zu den Rechtshistorikern unserer Tage, hat dieses, als *Berner Handfeste* bekannte Dokument einmütig als Fälschung erklärt, weil keine Parallelurkunden aufzufinden waren und die Rechtsbestimmungen eher späteren Zeiten zugeschrieben werden mußten. Hans Strahm legt nun das Ergebnis einer jahrelangen Forscherarbeit vor. Die Urkundenkritik arbeitet heute mit neuen Methoden: Photokopie, Mikrofilm und Röntgenphotographie erlauben neue Erkenntnisse. Nach einer sorgfältigen, vorsichtig abwägenden Prüfung beweist Strahm die Echtheit der Urkunde von 1218, mit der Kaiser Friedrich II. Schultheiß, Räte und Bürger von Bern wohl im Hinblick auf die künftige Bedeutung der zentral liegenden Stadt auszeichnete. So steht am Anfang der glorreichen bernischen Geschichte keine Urkundenfälschung, sondern ein kaiserliches Privileg.

Endlich sei noch auf ein weiteres Werk hingewiesen, dessen Besprechung wir uns lange aufgespart haben. Die beiden Kantonsgeschichten von Thürer und Halder sind ein erfreuliches Zeichen für eine neue Wertschätzung der eigent-

lichen Kulturgeschichte. Sie kommt auch in der Neuausgabe eines der klassischen Werke rätischer Geschichtschreibung des 19. Jahrhunderts zum Ausdruck, der *Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert* von *Johann Andreas von Sprecher*⁷⁾. Obschon noch sein Großvater als reichster Mann des Zehngerichtenbundes galt, führte der Verfasser kein ruhiges Gelehrten-dasein. Ihn faßte das Schicksal hart an: als er im Jahre 1850 nach langer Irrfahrt durch Europa wieder in die Heimat zurückkehrte, hatte er sich nicht allein als Hauslehrer in Siebenbürgen betätigt, sondern auch als ungarischer Freiheitskämpfer und Offizier bewährt. Der weitgereiste Mann machte sich seinen Mitbürgern als Verfasser zweier Heimatromane bekannt, doch nachhaltiger blieb seine Leistung als Kulturhistoriker. Er brachte es zustande, das reich fließende Quellenmaterial aus dem bündnerischen 18. Jahrhundert zu sichten und in thematische Ordnung zu stellen. Das vor gut 80 Jahren erschienene reiche Werk gab alles Wissenswerte über die Bevölkerung und ihre Lebensumstände, über Wirtschaft, Verkehr, Sitten und Brauchtum, Erziehung und Rechtsprechung in alt fry Rätien, dazu über viele andere

¹⁾ Karl Meyer: Aufsätze und Reden. Mitteilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich, Band 37. Kommissionsverlag Hans Rohr, Zürich 1952.

²⁾ Georg Thürer: St. Galler Geschichte. Kultur, Staatsleben und Wirtschaft in Kanton und Stadt St. Gallen von der Urzeit bis zur Gegenwart. Band I, Urzeit bis Barock. Tschudy-Verlag, St. Gallen 1953. ³⁾ Nold Halder: Geschichte des Kantons Aargau 1803—1953. I. Band, 1803—1830. Verlag zur Neuen Aargauer Zeitung, Aarau 1953. ⁴⁾ Eduard Vischer: Rudolf Rauchenstein und Andreas Heusler. Ein politischer Briefwechsel aus den Jahren 1839—1841. Mit einer Einführung: Zur Geschichte des Kantons Aargau 1803—1852. Sauerländer, Aarau 1951. ⁵⁾ Johannes von Müller: Briefe in Auswahl. Herausgegeben von Prof. Dr. Edgar Bonjour, 2. A., Benno Schwabe, Basel 1954. ⁶⁾ Hans Strahm: Die Berner Handfeste. Verlag Hans Huber, Bern 1953. ⁷⁾ J. A. v. Sprecher: Kulturgeschichte der Drei Bünde im 18. Jahrhundert. Bearbeitet und neu herausgegeben, mit Einführung und Anhang von Dr. Rudolf Jenny. Bischofberger, Chur 1951.

Zweige des öffentlichen und privaten Lebens. Die Neuauflage dieses großen Geschichtswerkes ist zugleich ein Beispiel kluger und überlegener Editions-tätigkeit, weil sich der verdiente Herausgeber, Staatsarchivar *Rudolf Jenny*, nicht auf den Abdruck der Vorlage beschränkte. In drei einführenden Aufsätzen verbreitet er sich über Sprechers gesamte Geisteshaltung, über seine Quellen und über die Grundsätze der Neuauflage. Noch wichtiger ist dies: Anhand des Manuskriptes sind die Quellen überprüft und an der richtigen Stelle

angeführt worden. Jenny hat dem Band rund 200 Seiten Textergänzungen mit Literaturnachträgen mitgegeben, so daß der Leser auch über die Ergebnisse der Kulturgeschichtsforschung seit Sprechers Hauptwerk ins Bild gesetzt wird. Das Literaturverzeichnis von dreißig Seiten enthält das gesamte Schrifttum zur Geschichte Graubündens; wer sich darin umsehen möchte, wird neben der Bündnergeschichte von Friedrich Pieth auch diese prächtige und sinnvolle Neuauflage zu Rate ziehen.

Albert W. Schoop

Erneuerte Hochstapeleien und andere Wiederentdeckungen

Thomas Mann, der weise, unbeschränkte Meister der deutschen Sprache, hat im hohen Alter die *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* (S. Fischer Verlag, Frankfurt) wieder aufgegriffen, die er vor rund 45 Jahren zum ersten Male niedergeschrieben und 1938 als Fragment vergnüglicher Schwindelhaftigkeit dem Publikum mitgeteilt hatte. Mittlerweile quoll seiner Phantasie der Krullsche Lebensstoff so überreichlich hervor, daß ein stattlicher Band allein ihn nicht aufnehmen kann: der Memoiren erster Teil liegt heute dem Leser vor; weitere Teile sind ihm in Aussicht gestellt.

Ein Ausnahmageschöpf, aus feinerem Holz geschnitzt und erlesen in Gehaben und Erscheinung, so ist ihm der wendige Knabe seit langem bekannt. Im früheren Torso hatten ihn seine Gaben im Kreis seiner Familie und Altersgenossen hervorrufen lassen; er hatte damals, Krankheiten vortäuschend, wo solche ihn von widrigen Verpflichtungen erretteten, die Schicksalschancen nach Belieben verbessert. Denn von früh auf hatten ihn diejenigen wahre Tölpel gedünkt, die nicht die Rangabstufungen der Lebensgaben als naturgegeben einsehen wollten. So hat er an seiner Bevorzugung nie gezweifelt, im Gegenteil: mit anerkennender Zufriedenheit gesteht er sie sich ein. Sein Lebenslauf führt ihn auch geradewegs in jenen Weltbezirk, wo seine Auserlesenheit die Probe bestehen wird: nach Paris. Als Liftboy und bald als Kellner eines eleganten Weltstadthotels bestrickt sein

strahlender, doch schicklicher Weise diskreter Charme die weiblichen wie die männlichen Hotelgäste. Hier tritt Krull als Träger jener unergründlichen Doppeldeutigkeit auf, die seine geheime Anlage ist und seinen Charakter wie sein Leben von Kind an bestimmt. Wie er hermaphroditisch die Sehnsucht beider Geschlechter narrt, so wechselt er in der Gesellschaft als behender Flügelschalk von einem Lebensboden zum andern. Hermes im Gewand des adretten Aufwärters. Bald ist er ein geschniegelter Diener, bald läßt er, lässig überlegen, sich selbst bedienen. Hier Felix Krull, dort Armand Kroull. Er bringt die Welt um sich ins Rotieren und ist doch ständig der gemessen Unbeteiligten. Seine Memoiren schillern wie feiner Changeant-Stoff: jede Farbe taucht einen Moment perlend ins Licht und verschwimmt in der nächsten; im Vorüberhuschen gewinnt sie etwas unfassbar Exquisites. Dem Betrachter schwindelt es vor Lust und Bedenken.

Das Kellnerleben war indes nur eine Vorstufe zur bedeutenden Verwandlung. Krull tauscht mit einem Luxemburger Grafensohn Namen, Checkbuch und die verlockende Pflicht einer Weltreise. Der Sohn eines fallierten Bürgers wird Adelige «von Familie». Die erste Etappe seiner Weltdurchkreuzung, die Reise nach Lissabon, verfolgt der Leser noch in diesem Band; Trennung vom Kontinent und hochstaplerische Pilgerfahrt nach Südamerika zeichnen sich für die Zukunft ab.

Im Luxascoupé nach Portugal trifft

Krull, alias Marquis de Venosta, mit einem Lissaboner Paläontologen, Professor Kuckuk, zusammen, der ihm ein Bild der kosmischen Lebensgesetze entwirft, in dem wir eine Ausweitung ins Himmelhäumliche der innersten Anlage des ganzen Buches erkennen: «Während die Erde, so hatte ich den Vorzug zu hören, sich um ihre Sonne tummle, tummelten sie und ihr Mond sich um einander herum, wobei unser ganzes örtliches Sonnensystem sich im Rahmen einer etwas weiteren Sternenzusammengehörigkeit Bewegung mache und zwar keine säumige.»

Für Krull ist diese Schilderung keine Offenbarung, sondern eine sublimale Bestätigung dessen, was seine faszinierten Sinne ihm vom Treiben und Jagen auf dieser Welt vermittelt haben. In Frankfurt und Paris hatte er mit höchstem Genuß das Gewimmel der Menschen beobachtet, wie es, angestachelt vom Überfluß begehrenswerter Güter, sich durch die Straßen ergießt. Er hatte inmitten des Gequirls der Leidenschaften als kühler Beobachter seinen Nutzen erkannt und seine Talente ausgebildet. Er blieb Herr über sich und gab den Menschen, wonach sie dürsten: Lebensfreude durch Schönheit und bezaubernde Manieren. Ein fanatischer Liebhaber der Welt ist er, der ihr treu und hingeworfen anhängt und deshalb von ihr feurig wiedergeliebt wird. «Lediglich der Hang und Drang seines Herzens hat ihn zu seinen Künsten geschickt gemacht; und wenn er ihr Lebensfreude spendet, sie ihn dafür mit Beifall sättigt, ist es nicht ein wechselseitiges Sich-Genüge-Tun, eine hochzeitliche Begegnung seiner und ihrer Begierden?»

Wer aber so inbrünstig dem Leben verschworen ist, daß er seinem Schicksal nichts anderes zubilligt, als dessen verfeinertste, hochgetriebenste Form zu erfüllen, ist ein Künstler. Er schafft mit einem noch delikateren Material als der Dichter oder Musiker, weil sein Stoff zugleich hauchhaft und dennoch materiell ist: Sympathie, magnetische Anziehung der Seelen, Vorausspüren der Lebenswendungen. Aus solcher «Feinheit der Substanz» heimst er, der jüngere Bruder des Joseph aus der alttestamentlichen Trilogie, Erfolge ein, die ihm über moralische Mäkelei hinaus, rechtens gebühren. Die schnöden Namen, mit denen der Bürger gewisse seiner Handlungen anrühlich machen will, können auf ihn

gewiß nicht gemünzt sein. Krull reiht sich als letzter Sproß in die lange Reihe der Künstlergestalten, in denen Thomas Mann die unversöhnliche Dualität der Welt und des Weltempfindens niedergelegt hat. Folgerichtig ist die Krönung dieser Ausnahmemenschen durch einen Hochstapler, denn es drängte den Dichter seit langem, den Erfinder im Geist aufsteigen zu lassen zum Erfinder und damit Herrscher der Wirklichkeit. Und er hängt so sehr an diesem triumphalsten Künstler, daß er ihn in wohliger Eingenommenheit seiner Person in der Ich-Erzählung zum Leser sprechen läßt. Für ihn gibt es keine Kunstgesetze und keine Freiheitsbescheidung: «auf Spannung und Proportion richte ich gar kein Augenmerk und überlasse diese Rücksichten solchen Verfassern, die aus der Phantasie schöpfen und aus erfundenem Stoff schöne und regelmäßige Kunstwerke herzustellen bemüht sind», sagt er voller Behagen. Unter allen Geschöpfen Thomas Manns hat er reüssiert, er, der einzige und bis zur Identifikation Vielgeliebte, hat das Leben gemeistert und selbst dem Schmerz, durch vorwissende Auskostung, befohlen.

Seine kühle Unberührbarkeit, im Bereich des Menschlichen der Glätte fatal verwandt, ist ein Merkmal seines Künstlertums, wie es der Dichter in seiner Jugend bei Flaubert oder den Goncourts beobachtet hatte. In der meisterlichen Pariser Zirkusszene tritt in Andromache (Racinescher Glanz auf sausendem Trapez!) Krull ein Ebenbild vor Augen. Sie ist im minderen Medium der Akrobatie eine Künstlerin, der Welt enthoben auf einem Netz tollkühner Kuppelsprünge; er grüßt sie denn auch als Kollegin «vom „Bau“, vom Fach der Wirkung der Menschenbeglückung und -bezauberung».

An solchen Stellen erreicht das Artistentum Thomas Manns einen Gipfel, der kaum zu übersteigen sein wird; da werden die Bedenken des Lesers mühelos beschwichtigt, die ihn manchmal trotz allem Vergnügen beschleichen. Dies Widerspiel von Bejahung und Distanzierung wird dem Buch im heutigen Leser unaufhörlich begegnen; es ist ja nur die Auswirkung seines inneren Pendelns in Gegensätzen und Doppeldeutigkeiten. Denn die letzte Verfeinerung des Welterlebens kann in Krulls lustvoll gesetzten Worten auch einer Aufhebung der Welt im Wortwirbel gleichkommen;

die Lebensweisheit und Menschenerfahrung kann in ihrer schwerelosen und gefälligen Ausbreitung den Anschein des Rechnerischen und Unverpflichtenden erhalten. Die Bekenntnisse dieses Hermes der Bourgeoisie sind eine Scheidemarke der Generationen. Die ältere wird sich an der minutiösen Beschreibung und sublimen Ironisierung einer versunkenen Welt ergehen, sie wird darin eine genußvolle Lebenskultur und eine artige Umgangsweise wiederfinden, die unwiederbringlich verschwunden sind. Die jüngere freilich mag den hurtigen Knaben seines Erfolgs wegen beneiden, wenig gerührt indessen von den kunstvollen Spiegelungen einer Künstlerseele und ihrer Selbstbewunderung, wird sie ihm Glätte, Tatenlosigkeit und Schönrednerei vorwerfen.

* * *

Aus der Welt mürber Bürgerlichkeit in das argwöhnische, saure Kleinbürgertum. Es erfuhr in den zwanziger Jahren, der Zeit bitterer Desillusionierung, in der Literatur eine erbarmungslose Darstellung, besonders in den östlichen Provinzen des deutschen Sprachraums. Werfel schrieb den «Tod des Kleinbürgers» fast als programmatische Schrift zur Einführung dieser literarisch vernachlässigten Klasse.

Kafkas frühe Novellen und Skizzen zeichnen ein kleinbürgerliches Leben der Enge und Sonnenlosigkeit; sie sind alle aus dem gleichen Gefühl der Dürftigkeit gespeist, das uns nach diesem Krieg erneut überkam, diesmal jedoch ins Zynische und Brutale abgewandelt. Die Wege beider Dichter führten später aus diesen muffigen Bezirken heraus, die Welt der sozial Abgeschirrten war von ihnen jedoch nicht bis ins letzte erforscht worden.

Im Jahre 1937 trat wiederum ein Österreicher auf den Plan, *Oedön von Horvath*, der sich anschickte, eine eigentliche Dämonologie des Kleinbürgertums zu schreiben. Ihre zwei ersten Bände konnte er ausführen, ehe den Emigranten 1938 auf den Champs Elysées eine hohle Kastanie im Niederstürzen erschlug. Der Berglandverlag Wien legt nun unter dem Sammeltitle *Das Zeitalter der Fische* diese beiden Romane: «Jugend ohne Gott» und «Ein Kind unserer Zeit» vor. Eine Entdeckung oder Ruhmeserneuerung wird dadurch

möglich, welche der modernen deutschen Literatur schon lange angestanden hätte.

Das Neue, das Horvath im Kleinbürger sah, ist seine verstohlene Grausamkeit. Er spürte, wie in diesen Niederungen der Gesellschaft die Schädlichkeit zur Lust wird, zur Lust am Quälen, ja am Töten. In den Kammern der Krämer, Bäckermeister und kleinen Beamten, wo abgestandener Speisedunst und miese Selbstgerechtigkeit sich in einem giftigen Brodem vermählen, gewährte er mit Schrecken die Teilnahmslosigkeit an fremdem Leid und den mörderischen Dünkel der Gleichgesinnten, die sich als *ein Volk* fühlen und Volksgenossen nennen. «Es kommen kalte Zeiten, das Zeitalter der Fische. Da wird die Seele des Menschen unbeweglich wie das Antlitz eines Fisches», prophezeite er in seinem ersten Roman. Er handelt vom Mord an einem Schüler während eines Schulzeitlagers, von einem Mitschüler verübt. Ein Kriminalroman, der Gattung nach, denn der größte Teil beschäftigt sich mit der gerichtlichen Aufdeckung des Totschlags. Ein Kriminalroman mit metaphysischen Durchbrüchen, ist doch die eine Hauptperson: Gott abwesend und uneinholbar. Jugend ohne Gott kennt statt Ehrfurcht Hohn, statt Liebe Kommandos. Horvaths erbarmungsloser Blick entlarvt nicht nur die seelenlose, mechanisierte Welt des Kleinbürgers, die in der nachfolgenden Diktatur zu grauenvoller Monumentalität answoll, sondern auch die tödliche Intellektualisierung der Zeit: «Er wollte alle Geheimnisse ergründen, aber nur um darüberstehen zu können — darüber mit seinem Hohn. Er kannte keine Schauer, und seine Liebe zur Wirklichkeit war nur der Haß auf die Wahrheit.»

Eine warme Anteilnahme an allem Menschenschicksal erfüllte den Dichter und reizte ihn, in seinen vielen Theaterstücken wie in diesen beiden Romanen zu den Bedrohungen der Zeit sein knappes, aber durchbohrendes Wort zu sagen. In ihm vereinigte sich auf glückliche Art ein unerbittlicher Zwang zur Wahrheit, mit dem Vertrauen auf die Vertilgung des Bösen, mag es auch in apokalyptischem Ausmaß wüten. Er sprach kurz, scharf und geradeheraus. Was er sah, war unbemäntelte Gemeinheit, Roheit und Bedrückung. Aber er gefiel sich nicht in ihrer Darstellung, sondern verströmte, bei aller Trockenheit, über seine gedrückten Geschöpfe Mitleid. Ein

Beobachter von seltener Ätzkraft der Wahrnehmung war er und ein Menschenfreund zugleich, dem wenigstens als schlimmere Schuld galt, denn Kälte. Es ist dankenswert, daß seine beiden Hauptwerke dem literarischen Bewußtsein wieder einprägsam sind.

* * *

Eine zweite literarische Wiedererweckung haben wir anzukündigen, nicht minder verdienstvoll als die erste. Im Verlag H. Ellermann, Hamburg, erschienen in zwei schmucken Bänden die *Dichtungen* von Ernst Stadler. Aus dem Abgrund vierzigjährigen Vergessens wird ein Dichter heraufgeholt, der seiner Epoche ein neues Lebensgefühl und einen neuen Stil zu geben vermochte, den man nach seinem Tod Expressionismus nannte. Als der dreißigjährige Elsässer Ernst Stadler 1914 im ersten Kriegsmonat umkam, verarmte die deutsche Dichtung um einen Ton orgelnder Weltverherrlichung. In der Grenzprovinz zwischen deutschem und französischem Geist beheimatet, hatte er sein Leben darangesetzt, zu vermitteln, hinüber und herüberzutragen. Als Dozent für deutsche Literatur in Straßburg und Brüssel und als zeitgenössischer Übersetzer französischer Poesie wirkte er nur kurze Zeit; seiner eigenen dichterischen Produktion war nicht mehr als eine einzige selbstständige Plakette beschieden. Die 1904 erschienenen *Präludien* lassen prunkende Harmonien erklingen, wie sie damals aus dem schönheitsseligen Wien erschollen. Erst in den folgenden Jahren fand er das Neue, das ihn mit der Generation der Péguy und Claudel in Einklang brachte: den schöpferischen Schwung des schaffenden Lebens und die grenzenlose Hingabe an die Welt. «Die Hingabe an alles, *alles* Irdische, die Befreiung aus wählerischem Geschmäcklertum, die Heiligsprechung jeder Form des Lebens, die neue Weltfreudigkeit» war das ekstatische Programm seines Gedichtbandes *Der Aufbruch* (1909). Darin vollzog sich die Auflehnung gegen das schlaaffe Ästhetentum und gegen die Knebelung des Lebens durch bürgerliche

Konventionen. Von Bergsons «*élan vital*» von ferne angestachelt, begann in diesen Gedichten die Entfesselung der Gefühlsrevolution, die erst nach der Betäubung des Weltkriegs in der Dichtung den großen Umsturz hervorrief.

«Ich bin nur Flamme, Durst und Schrei und Brand», stieß er aus Überschwang des Herzens hervor, und dieser Brand versengte eine Welt übersättigter Stofflichkeit, dieser Schrei drang bis ans Ufer eines befreiten Lebens. Es war nur folgerichtig, daß Stadlers Aufbruchtrunkenheit die Verse vor sich herrollte in langen rhythmischen Atemstößen. Er ist der Dichter der Langzeile, die liebesthungrig immer mehr Welt, immer mehr Seele in sich hineinholt. Das Ausfahren, Absetzen und Neubeginnen ist die gefühlsmäßige Grundbewegung, welche die dichterische Generation der 80er Jahre erfüllt; eine nahe künstlerische Verwandtschaft bestimmte Stadler, Francis Jammes' «Gebete der Armut» zu übertragen. Er gab damit eine der getreuesten und der deutschen Sprache zugleich gerechtesten Übersetzungen, die wir besitzen.

So sehr diese neue Ausgabe, die neben den poetischen Texten auch Essays und Briefe enthält und mit Lesarten und Bibliographie gespickt ist, den Liebhaber moderner Dichtung erfreut, kann dieser nicht umhin, gegen den Herausgeber und Biographen Karl Ludwig Schneider einen schweren Vorwurf zu erheben. Denn aus unerklärlichen Gründen hat er das Wesentliche der Stadlerschen Dichtform verfälscht: er zerhackte die Langzeile in willkürliche, untereinander gestellte Kurzverse. Mag der Beginn der neuen Zeile auch typographisch ein wenig markiert sein, der Leser wird sich unweigerlich von den kurzatmigen Versstückchen eine falsche Meinung machen. Stadlers weithinhallender Ruf trifft nun stotternd an sein Ohr. Eine solche philologische Verzerrung, bloß durch Umbruchschwierigkeiten begründet, verdient um so mehr die Anklage, als frühere Ausgaben die gleichen Verse rhythmisch gerecht abzudrucken vermochten.

Georges Schlocker